

Das neue Leben beginnt

Jena den 1. September 1993

Als ich heute früh auf der Autobahn zum ersten Mal ein Hinweisschild nach Jena erblickte, sprang die alte Freude und Euphorie doch wieder in mir auf.

warm, eng und gemütlich - im Studentenwohnheim

Zwei Stunden später saß ich erschöpft, aber glücklich in einem winzigen Appartement, das jetzt, mitten in den warmen Septembertagen, merkwürdigerweise geheizt ist. Ich riss sofort das Fenster auf und schaute nach dem Regulator an der Heizung, fand jedoch nichts. Verrückt, in warmen Septembertagen zu heizen!

Mein Zimmer liegt im 1. Stock eines vielstöckigen Studentenwohnheims am Rande einer Plattenbausiedlung. Der Stadtteil heißt Lobeda-Ost.

Jetzt sitze ich hier in meinem neuen Zuhause am Tisch und schaue aus dem Fenster.

Direkt hinter dem Studentenwohnheim erstreckt sich eine gewellte, sattgrüne Wiese den Hang aufwärts bis zum Waldrand und verschwindet dann zwischen bizarr geformte Kalkfelsen, die dort oben wie eine verfallene Mauer den Hang eingrenzen. Ich habe gelesen, dass es solche Felswände nicht nur hier, in Lobeda-Ost gibt, sondern dass sie rings um die Stadt herumverlaufen. Vor Urzeiten hat sich die Saale ihr Bett in die Kreidefelsen gegraben.

Schön ist dieser Anblick aus meinem Fenster.

Hier werde ich nun erst einmal wohnen. Die Innenstadt und meine Arbeitsstätte liegen ungefähr 10 Kilometer weiter Richtung Norden. Dorthin fahren in erträglichen Abständen Busse, auch hier die alten Ikarus-Busse. Ich habe vorhin die Haltestelle gesehen, als ich das Studentenwohnheim suchte.

Das Zimmer ist eng und steht recht voll, aber es wirkt auf mich ganz gemütlich. Ein Tisch am Fenster, ein Stuhl, nicht eben der letzte ergometrische Schrei, aber einigermaßen bequem. Daneben findet sich ein älteres Schwarz-Weiß-Fernsehgerät, ein begehrter Kleiderschrank, ein Bett (ja, man kann gut darauf liegen), eine Miniküche mit zwei Elektroplatten und immerhin eine hochmoderne Kaffeemaschine. Hinter einem Vorhang entdeckte ich das Bad mit Badewanne und Boiler über der Wanne. Alles ein wenig abgenutzt und unmodern. Mich erinnerte auch dieses Ambiente an meine Kindheit nach dem Krieg. Doch alles, was ich brauchen werde, ist vorhanden. Ein wenig wundere ich mich sogar über den relativ hohen Komfort in einem Studentenwohnheim.

Jena, den 2. September

ein bisschen wie in Italien!

Gleich heute Morgen machte ich mich auf den Weg in die Stadt. An der Bushaltestelle standen ein paar Studierende und plauderten. Es sind ja Semesterferien. Die meisten Studenten scheinen noch nicht da zu sein.

Der Bus fuhr mit bemerkenswert heftigem Ruck an. Ich musste bis zur Endhaltestelle im Stadtzentrum darum kämpfen, mein Gleichgewicht zu halten und mit dem Geknatter klarzukommen. Dennoch entgingen mir die grünbewachsenen Hänge und die schroffen Kalkfelsen-Schluchten nicht, die sich entlang der Straße aneinanderreihen. Ein bisschen wie in Italien. Das Wetter stimmt auch. Draußen leuchtet ein warmer Septembertag.

In der Etage des früheren alten Zeiss-Gebäudes in der Innenstadt, wo mein Fachbereich vorläufig untergebracht ist, begegnete mir auf dem Flur kein Mensch. In ihren Büros aber saßen zwei Mitarbeiterinnen, die ich von der Vorstellung im Februar her flüchtig kannte. Die eine, eine Frau Merz, schüttelte den Kopf darüber, dass ich jetzt schon arbeiten wolle.

„Bis zum Ende der Semesterferien in drei Wochen ist hier nichts und niemand. Am besten gehen Sie nach Hause und machen noch ein bisschen Urlaub.“ Fast war ich enttäuscht. Aber immerhin überreichte sie mir den Stundenplan für das nächste Semester.

Ich, als Professorin, darf fernbleiben. Aber die Angestellten im Fachbereich halten die Stellung. Wahrscheinlich genießen sie die Professoren-und-Studentenlose- Sommerzeit.

Die Räume der FH liegen in einem der früheren Zeiss-Verwaltungsgebäude.

Ich habe dann das große Büro aufgesucht, in dem ich mit drei anderen Kollegen sitzen werde. Nicht gerade gemütlich unter den Neonröhren. Auf dem Schreibtisch, der mir zugedacht ist, steht ein nagelneuer PC. Der Ingenieur des Fachbereiches kam und fragte, wie ich denn meinen Computer nennen wolle. Ich wusste nicht recht, ob das ein Witz oder eine ernstgemeinte Frage sein sollte. Der Kollege lachte und erklärte mir, dass der PC ja von zwei verschiedenen Leuten benutzt werden wird und daher zwei getrennte Bereiche eingerichtet werden müssen. Der Name sei der Code, mit dem ich in meinen Teil hineingelangen kann. Ich, die ich zu Hause seit ein paar Jahren immerhin einen kleinen Personal Computer besitze und mich daran erfreue, dass ich dort Texte und Briefe schreiben, korrigieren und speichern kann, sah den Ingenieur unsicher an. Wieso ich denn einen eigenen Computer bräuchte? Der hatte diese Frage bei den Kollegen, die hier jetzt eingestellt wurden, offenbar schon mehrfach zu hören bekommen. „Hier schreibt keiner für Sie. Das müssen Sie schon selbst machen.“

Ich dachte einen Moment wehmütig an meine beiden Schreibkräfte, die mir und meiner Abteilung im Jugendamt zur Verfügung gestanden haben. Die eine war ein Goldstück, wenn es ums Tippen ging, aber sonst ein wenig wortkarg. Die andere hatte ein Alkoholproblem.

„Goethe“, sagte ich nach einigem Zögern. „Mein PC soll Goethe heißen.“

Abends:

Gut Drei Wochen Freiheit bleiben mir also im Altweibersommer dieser fremden Stadt. Ich habe auch noch einiges vorzubereiten. Mein Stundenplan für das kommende, mein erstes

Wintersemester, scheint mir reichlich voll. Für manches Thema muss ich erst einmal selbst recherchieren.

Jena, den 7.9. 1993

Auf dem Holzmarkt gibt es kein Geld und wenig Menschen.

Heute schlenderte ich im Zentrum von Jena durch eine dämmrige, breite Allee, an der hinter noch voll belaubten Eichen historische Universitätsgebäude im Backsteinstil eng an einander gereiht durch die Bäume schimmern. Nach einiger Zeit mündet die Allee auf einen Platz der Innenstadt. Ich glaube, er heißt „Holzmarkt“. Busse und Straßenbahnen fahren von hier aus in alle Himmelsrichtungen. Überall wird gebaut. Zwischen den Baustellen stehen sanierungsbereite oder abrisssreife Gebäude. Alles scheint im Aufbruch. Aber bis auf die Straßenbauarbeiter sehe ich so gut wie keine Passanten hier. Ist denn dies hier nicht eine Studentenstadt?

Als Einzige bot am Holzmarkt in einer mit Edelstahlkanten verzierten Baracke eine Bank ihre Dienstleistungen an. Mir fiel bei diesem Anblick ein, dass ich Geld abheben musste. Es war erst eine halbe Minute nach 17.00 Uhr, die Tür war noch nicht verschlossen. Im Innenraum sah ich niemanden. Nur hinter den heruntergelassenen Rollläden der Schalter hörte ich Stimmen und das Rücken von Stühlen. „Ich brauche Geld!“, rief ich versuchsweise in den leeren Raum hinein. Vielleicht würde sich jemand erbarmen und noch einmal öffnen. Stattdessen kamen die lakonischen Worte durch die Rollläden-Wand: „Ich auch“. Ich lauschte verduzt, wartete ein wenig. Nichts geschah mehr. Ich stand da und staunte einmal mehr. Aber ich lachte vergnügt. Diese Frotzigkeit und Direktheit der Leute hier gefallen mir. Dann werde ich eben morgen Geld abheben.

An einer Holz-Bude kann man gleich neben der Bankbaracke „Würstchen im Schlafrock“ kaufen. So etwas kenne ich aus meiner Kindheit. Ich hatte es seit 30 Jahren nicht mehr gegessen. Ist denn die Zeit hier stehen geblieben?

Während ich mein Würstchen im Schlafrock mit Genuss verspeiste und dabei langsam über den Platz zur Bushaltestelle schlenderte, wurde mir auf einmal bewusst, dass ich durchaus nicht alles verstehe, was mir hier begegnet.

Wieso bleibt es hier so ruhig den ganzen Tag? Immerhin hat diese Stadt knapp 100 000 Einwohner. Die Geschäfte sind beinahe alle leer.

Aber ich sehe keine Armut. Ich schaute mich unter den Leuten an der Bushaltestelle um, die mit mir zurück nach Lobeda fahren wollten. Vergeblich versuchte ich, ihren Beruf oder auch nur ihre soziale Schicht zu erraten.

Die gelernten Vorstellungen und Kategorien passen nicht mehr.

Ich konnte ihren Beruf nicht erraten. Es gelang mir genauso wenig, sie einer sozialen oder ökonomischen Schicht zuzuordnen. Ich finde das spannend und auch entspannend, aber ich

merke, dass es mich gleichzeitig verunsichert, weil ich mich anhand meiner bestehenden Vorstellungen und Erwartungen nicht orientieren und manche Sachen nicht einschätzen kann. Was mich irritiert ist, dass die Frauen im Vergleich zu gleichaltrigen Männern wesentlich verbrauchter, erschöpfter, und auch älter wirken. Was hat das zu sagen?

Mich dagegen machen die Osis offenbar an meiner Kleidung oder woran auch immer sofort als Wessi aus. Nun ja, das war abzusehen.

Aber immerhin sind die Blicke, die mich treffen, weder böse noch unterwürfig. So viel des Aufhebens ist für sie eine Wessi offenbar nicht wert.

Jena, den 11. 9. 1993

Gestern erhielt ich - unerwartet – die Kopie einer Bestätigung vom Bundesnachrichtendienst, der mitteilte, ich sei in keiner Weise vorbelastet durch irgendwelche Kontakte zu Staatsorganen der DDR und meiner Verbeamtung stünde nichts im Wege. Als ich den Vertrag unterschrieben hatte, wurde ich schon gefragt, ob ich je für die Stasi gearbeitet hätte. Ich hatte lächelnd verneint.